

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 22

Artikel: Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

2. Fortsetzung

In den ziemlich entfärbten, verwachsenen Teppich, der davor lag, war neben einem dunkeln Flecken ein handgrosses Loch gebrannt. Dem Stuhl, der schief zwischen Büfett und Zimmercke an die Wand geschoben war, fehlte das vierte Bein. Unter seinem eingetretenen Strohsitz standen ein paar müde, alte Schnürstiefel, an denen heller Kot längst eintrocknete und das schwarze Leder wie eine rissige Kruste umspannte.

«Sei nicht so grob mit dem kranken Mann», schimpfte Vater Bigler, ohne die Augen zu öffnen, «geht mit dem Bein sorgfältig um, verfluchte...»

Marie schaffte schnaufend weiter, als habe sie nichts gehört. Der Alte stöhnte — nein... nein...» Endlich erhob sich die Frau, stiess das mageré nackte Bein aufs Bett zurück — ai! kreischte Vater Bigler — schloss die Franzbranntweinflasche und humpelte nach der Küche zurück: «so 's genügt jetzt».

«Gut, dass sie sich verzogen hat», murmelte Vater Bigler. Dann schaute er mit hellen, freundlichen Augen nach Trini und bat auf einmal: «erzähl doch noch ein bisschen. Also auswandern wollt ihr, neu anfangen... ja, wenn ich jünger wäre, wenn ich mitkommen könnte... keine Sekunde würde ich zaudern... aber einen kranken Alten nimmt niemand mit... und wahrscheinlich würde man einen Lumpen wie mich überhaupt nicht einwandern lassen.» Tränen stiegen in seine Augen: «Ein Lump bin ich, Trini, und keinen Rappen wert.»

Das trockene Schluchzen würgte ihn. Trini wusste nicht, wohin blicken. Sie fühlte sich erschüttert und sie hasste zugleich, was ihr wie die Komödie eines Betrunknen vorkam. Sie wies den Gedanken von sich. Sie wollte nicht urteilen. Es mochte wohl zutreffen, dass Vater und Marie tranken. Aber sie rief sich die eben erlebte Szene in Erinnerung und wie treu und eifrig die verwahrloste, verkommene Frau sich dennoch des Kranken angenommen hatte, wie sie ihm den Tee brachte, ihm mit ihren von Gicht und Schmerzen verkrampften Fingern das Bein einrieb

und kein Wort des Dankes dafür erhielt.

Sie rief sich die früheren Zeiten in Erinnerung, da sie selbst Vaters Liebling gewesen war, und sie hatte Mühe, die eigene Erregung zu dämpfen. «Es wird nun doch spät», meinte sie energisch, «ich muss jetzt gehen, Vater — ich bin froh, dass ich gesehen habe, wo du daheim bist... wenn es vor der Abreise noch reicht...»

«Nun ja», unterbrach er sie, «hast recht, 's wird spät. Und wenn es dir vor der Abreise noch reicht...» Auf einmal fragte er, als ob ein Gedanke in ihm erwacht sei: «ja — und Peter, kann Peter denn mit euch gehen...?»

«Natürlich», sagte Trini, so unbefangen als möglich, obwohl sie über die Frage erschrak, «natürlich geht er mit uns.»

«Seltsam», murmelte Vater Bigler, «ich glaubte, wenn man einmal... Es mag ja schon stimmen... mir kann es übrigens gleichgültig sein, es ist eure Sache. Ich wünsche euch Glück, dir und Peter, werdet drüben etwas Rechtes.»

Er richtete sich ächzend auf, zog Trini an sich und küsste sie. Seine Augen füllten sich neu mit Tränen. Er küsste sie heftig und zitternd irgendwohin ins Gesicht, wo seine Lippen ihre Haut gerade berührten. Dann stammelte er noch einmal: «werdet etwas Rechtes, du und Peter — du und Peter — ihr heisst Bigler, ihr müsst gutmachen...»

Trini vergass, dass sie der eklige säuerliche Duft, der vom kranken Körper und vom schlechten Atem des früh verbrauchten Mannes ausging, anwiderte. Sie nahm Vater um den Hals, presste ihr Gesicht an seine unrasiert knisternden Wangen. Sie hielt ihn fest, fest, dass es ihn schmerzte: «wir werden etwas Rechtes drüben, Peter und ich — wir denken dabei an dich, Vater, und an — und an —»

Und sie stürzte davon, weil sie sich vor den Tränen schämte, die ihr unaufhaltsam über die Backen rannen.

Die Nacht war tief und kühl. Kein Mensch begegnete Trini in den völlig

verlassenen Gassen des armen Aussenquartiers. Der Mond stand hinter den Dächern und zeichnete die komischen Schatten der zerfallenen, ungepflegten, verwahrlosten alten Häuslein auf die Chaussee. Trini weinte noch immer leise vor sich hin, ärgerlich, da sie nicht wusste, warum sie eigentlich weinen sollte. Sie fühlte wohl, dass sie Vater Bigler wahrscheinlich nie mehr sehen werde. War es das Empfinden des endgültigen Scheidens? War es der erschütternde Eindruck des schmutzigen Elends, in dem Vater lebte und zugrunde ging, den sie den ganzen Abend zurückgedrängt hatte und der sie nun plötzlich packte und schüttelte?

Sie vergass den Ärger über die Tränen, als sie spürte, dass ihr das Weinen wohlthat. Vater hatte mit keinem einzigen Wort nach Mutter gefragt. Vater hatte wegen Peter Verdacht geschöpft... Es fror Trini, als ihr Vaters Frage einfiel: „ja — und Peter...?“ Es war höchste Zeit, dass die Antwort des Konsulates endlich eintraf, dass man aus der Ungewissheit herauskam... wenn Vater sich verplauderte? Es war höchste Zeit...

Trini schneuzte sich. Dann stieg ein Lächeln in ihr Gesicht. Sie konnte nie lange traurig sein: nein, sie bereute es nicht, dass sie Vater aufgesucht hatte. Niemand sollte ein Wort davon erfahren. Dieser Besuch würde etwas bleiben, das nur ihr und Vater wirklich und das sie, wenn sie einmal wirklich übers Meer fahren und nach der Neuen Welt kommen durfte, wie einen kleinen Glücksbringer immer bei sich tragen wollte.

Sie schob alle Gedanken an den Jammer dieser Verkommenheit von sich, bewegte nur den einen Eindruck fest und bewusst in ihrem Herzen: er hatte sie an sich gezogen und hilflos und hastig und voll einer ihm selber fremden, grossen Liebe geküsst — er, der kranke Frank Bigler — er, ihr Vater —

Immer deutlicher wurde es Herbst. Schon lagen in den frühen Morgenstunden die Nebel über dem Rhein, dass die Brücken und die Häuser seiner Ufer verwischt hinter dem grauen Licht des Tages standen. Und immer war noch keine Antwort auf das Einwanderungsgesuch eingetroffen.

Das Warten nagte an Trini wie eine Feile, die nach und nach ihr frohes Wesen zu zerstören drohte. Sie musste sich mit einer gewaltigen Anstrengung zusammenreissen, um im Geschäft dem in solchen Dingen anspruchsvollen Chef ein sorgenlos lächelndes Gesicht zu zeigen; um daheim wie früher singend und spassend anzutreten, den verfloßenen Tag mit einem frohen Wort abzuschliessen, den neuen damit zu beginnen. Aber sie war zu stolz, um den andern zu verraten, wie sehr sie selber litt.



Altes Backhaus in Liebewyl

Sie beobachtete genau, wie Peter immer zerfahrener und haltloser wurde, wie Mutter die Kraft für ihr Schuften um den kärglichen Verdienst immer mühsamer aufbrachte. Mutter jamerte mutlos. Sie und Peter hatten sich nicht wie Trini in der Gewalt. Sie schielten beide unablässig nach Trini, dass das Mädchen genau spürte, dass sie um ihrer aller Willen die eigene Sicherheit bewahren, wenigstens vor den andern diese Sicherheit spielen musste. Mit gespannten Blicken erwarteten Grossvater Frei, Mutter und Peter Trini an diesem Mittag, da das gelbe Couvert mit dem offiziellen Aufdruck endlich eingetroffen war, das den ersten

Entscheid über die Einwanderung enthalten würde. Peter hatte es aufreissen und lesen wollen. Allein Mutter Bigler bestimmte, dass man die Meldung Trini übergebe und dass sie, die die ganze Angelegenheit am besten überblicke, den Umschlag zuerst öffnen dürfe. Sie sollte auch die Erste sein, eine eventuelle Absage entgegenzunehmen. Denn sie war von allen die Einzige, die einen solchen Schlag am ehesten ertragen könnte, ohne den Kopf zu verlieren, war Mutter Biglers Überlegung.

Trini sah den Brief, und ehe sie Hut und Mantel ausgezogen, hatte sie ihn schon mit dem Messer aufgeschnitten. Sie las, ihre Augenbrauen spielten. Er

enthielt keine Bewilligung, er enthielt auch keine Ablehnung. Er forderte Peter Bigler auf, „sich zwecks näherer Auskunft“ auf dem Bureau des Konsulates, Sprechstunde täglich — ausser Samstag — von 10—12 und 14—16 Uhr, zu melden. Die Zeilen klangen kalt und höflich, harmlos, als seien sie eine blosser Formalität.

Sie brachten die grösste Verwirrung unter die vier Menschen, die um den Tisch sassen und überlegten, was das bedeuten musste. Denn hinter der höflichen Harmlosigkeit konnte eine Drohung versteckt sein, die die Zukunft der ganzen Familie zerschmetterte. Peter erklärte rundweg, er gehe nicht, er melde sich krank, er wisse genau, was alles bedeute...

„Nichts weisst du“, lächelte Trini gezwungen, „natürlich gehst du. Du bist doch kein solcher Angsthase?!“

„Ich habe keine Angst — aber ich weiss, warum ich nicht gehe, Geh du, Trini...“

„Ja, geh du, Trini“, meinte auch Mutter Bigler schüchtern, „Peter könnte etwas Dummes sagen, man könnte ihn in die Enge treiben, vielleicht mit der einfachsten Frage... Geh du, Trini, es wäre mir eine grosse Beruhigung.“

„Geh du, Trini“, bettelte Grossvater Frei, obwohl er nicht recht wusste, was die Aufregung bedeutete und warum Peter nicht selbst gehen sollte. Für ihn gab es ohnehin nur einen Menschen, der solche schwierigen Dinge zu behandeln und in Ordnung zu bringen fähig war: Trini.

„Du kannst ihnen alle Auskunft geben, die sie brauchen, und wenn sie dann immer noch nicht zufrieden sind, kann ich mich schliesslich auch zeigen...“ murrte Peter.

*

Wir hatten Ihren Bruder vorgeladen“, sagte der Beamte zu Trini, als sie sich am nächsten Morgen auf dem Konsulat meldete und ihren Brief vorwies. Er suchte in einem Kasten nach Akten, rief dem Bureaugehilfen, er möchte das Einwanderungsgesuch Bigler herbeibringen. „Er ist doch nicht etwa schwer erkrankt“, meinte er dann, als Trini sich entschuldigte und Peters Fernsein erklärte.

„Nein, nein“, schüttelte sie den Kopf, „eine heftige Erkältung zwar, die ihre Zeit braucht — und da wir die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen möchten... wir warten schon so lange... und da ich vielleicht die gewünschte Auskunft auch erteilen kann...“ Der Bureaubursche brachte die Schriftstücke, die in einen rosafarbenen Umschlag geheftet waren. Der Attaché öffnete, las die mit enger Schreibmaschinenschrift bedruckte erste Seite, blätterte weiter — das nächste Blatt war das gefälschte Formular. Trini erkannte es sofort. Sie beobachtete den Beamten so gleichgültig als möglich,

Zwar hatte Trini von ihrem Chef, der mit weinerlicher Stimme, die seinem wohlgepflegten, fetten Gesicht gut anstand, ihr Fortgehen bedauert, dem jungen tapferen Mädchen alles Glück in der Neuen Welt wünschte und ihr für jede Empfehlung und Hilfe stets bereit zu sein versprach, erfahren, dass bei der Einfahrt in Neuyork eine letzte, sehr peinliche Kontrolle die Einwanderer noch einmal siebe. Das gelte vor allem für die Zwischendeckreisenden. Die Mittel, die die Familie Bigler mit Mühe und Not aufbrachte, reichten knapp für die Kosten der Zwischendeck-Schiffsplätze und das erforderliche Minimalkapital aus.

Aber Trini nahm dieses letzte Risiko stillschweigend allein auf sich. Sie wollte die andern in ihrem fröhlich gewordenen Zifer nicht noch mit einer neuen Ungewissheit belasten. Mutter Biglers emigrierte Vorbereiten deckte ohnehin nur die Sorge, die in der alternden Frau wegen des Auswanderns jeden Tag schwerer wurde.

Für sie hiess es eben, eine Heimat aufzugeben, die sie bis jetzt überhaupt nicht verlassen hatte. Das ferne Land schien ihr mit seinen geheimnisvollen Versprechungen mehr drohend als hoffnungsvoll. Zwar war sie überzeugt, dass sie als rechtschaffene Frau, die harte Arbeiten gewohnt war, sich in jeder Umgebung durchsetzen werde. Aber... das Aber war nie ganz wegzuschieben und wurde für Mutter Bigler mit jedem Tag, der die Abreise näher brachte, eine schwere Last.

Die Aufregungen der Reisevorbereitungen halfen ihr schon ein wenig darüber hinweg, dass sie nicht zu lange ihren Gedanken nachhing, die viele Kundenarbeit, die sie vor dem Auswandern zu erledigen versprochen hatte, ebenfalls. Auf einmal zeigte sich nämlich der erstaunten Frau, wie die Herrschaften, für welche sie bisher mit einer selbstverständlichen Gleichgültigkeit gepulzt und gewaschen hatte — eine Arbeit, die so alltäglich und nebensächlich schien, dass sie auch entsprechend entlohnt wurde — die kleine, tapfere, unermüdliche Mutter Bigler nur ungern ziehen liessen. Diese Anhänglichkeit, die sie nie erwartet hatte, war für sie eine neue Freude. Sie kam nie auf den Gedanken, dass es bei den andern mehr um den eigenen Nutzen als um Gefühle der Anhänglichkeit ging, um die Sorge nämlich, wenn möglich eine ebenso tüchtige Kraft für die Zukunft zu finden.

Peter setzte seine Fähigkeit, gute Abnehmer für den zu verkaufenden Hausrat aufzustöbern, in die Tat um, und Trini, die ihre Arbeit im Geschäft bis zum letzten Tag nicht aufgab, weil jeder Rappen, der einging, bitter nötig wurde, erledigte die Schreibereien. Sie besorgte die Bahnbillette und die Schiffskarten.

(Fortsetzung folgt)

Zum ersten Mal in der Schulzahnklinik

*

Erstklässler gehen zum Zahnarzt, viele von ihnen zum ersten Mal in ihrem noch kleinen Leben. - Die Aufregung ist gross, und die Lehrerin hat Mühe all den vielen Fragen, die an sie gestellt werden, gerecht zu werden. In aufgeregter Unruhe begibt sich Klasse für Klasse zur Schulzahnklinik um mit Staunen dort neue Lebenserfahrungen zu sammeln

Bild links: Wie ein kleiner Schwarm eifriger Bienen drängen sich die Kleinen vor dem Eingang der Schulzahnklinik



Rechts: Im Wartezimmer wird nun nicht untätig dagesessen. Die Lehrerin beschäftigt jedes mit Zeichnen oder Lesen



Links: „Di Nächste, bitte!“ — Mit geteilten Gefühlen wurde das Fräulein erwartet, doch nun werden die Kinder gleich freudig und erwartungsvoll folgen. — Unten: „D'Frölein Dokter“ will nun genau wissen, wo ein Löchlein zum Flicken ist oder wo ein Zahn hinaus muss. Sie macht das so lieb, und es ist so spannend, dass die Kameraden zuschauen wollen

